

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

1) Roman von D. Eugen Thossan.

I.

Herr Bickendrath machte leise die Thüre hinter sich zu. Dann stand er einen Augenblick still und horchte. Drüben im Wohnzimmer raisonnirte seine Frau weiter, mit ihrer hohen hellen Stimme, die in der Erregung leicht kreischend wurde. Er hörte, daß sie ihren Gedankengang soeben wieder von vorn anfang. Wie die meisten Weiber. Von allen Kunstmitteln der Rhetorik halten sie das der Wiederholung für das wirksamste. Herr Bickendrath hätte an und für sich nichts dagegen gehabt. Er kannte das; in seiner sechsundzwanzigjährigen Ehe hatte er sich daran gewöhnt. Wenn nur das eine nicht gewesen wäre, dieses entsetzliche Gefühl, das ihn nun schon seit acht Tagen würgte, dieser eine elende niederträchtige Gedanke, der ihm früher nie gekommen war, der Gedanke: Sie hat Recht. Sie hatte Recht! Und deshalb war es ihm Bedürfnis gewesen, eine gewisse Entfernung zwischen sich und sie zu legen.

Er stand noch immer dicht hinter der Thüre. Es wurde ihm schwer, zu überlegen; aber er mußte doch. Ob er abriegelte? Das alte Schloß hatte die thörichte Angewohnheit, so übermäßig laut einzuschlagen. Wenn das die Frau hörte, aufmerksam wurde und herüber kam, dann war alles vorbei. Und wer konnte wissen, ob er so bald wieder in der Stimmung sein würde, seinen großen Plan auszuführen, wie gerade jetzt? Indessen — es war kaum anzunehmen, daß sie kommen würde. Soweit er ihre Naturgeschichte kannte, bräunte sie jetzt noch mindestens eine Viertelstunde, bis sie ihrem rednerischen Drang genügt hatte. Und in einer Viertelstunde — war alles geschehen.

Er riegelte also nicht ab.

Es war eine öde halbleere Kammer, in die er sich zurückgezogen hatte. Links vom Fenster stand nur ein altes Schlafsofa, durch dessen Blumenmuster die Zeit mit gütiger Unterstützung jugendlich-lebendiger Stiefelabsätze tiefe Furchen gerissen hatte, und rechts ein Büchergestell, welches mit einem Vorhang von grünem Jiz seine ausgeräumten Fächer bedeckte. Früher hatte Karl, der Sohn, hier gehaust. Aber seit er zu einem Kaufmann in die Lehre gekommen war und im Geschäft schlief, waren das Bett auf den Boden und die Bücher zum Antiquar gewandert. Es war jetzt nicht mehr gerade sehr gemüthlich in dem kleinen Raum. Aber Herr Bickendrath fühlte das nicht.

Er langte hinter die grüne Gardine und holte eine große, weiße Porzellantasse ohne Henkel hervor. Die trug er sorgfältig zum Fenster und setzte sie auf dem Fensterbrett nieder. Dann rührte er lange und umständlich mit dem kleinen verbogenen Blechlöffel drin herum. Und plötzlich, mit einem heldenhaften Entschluß, klopfte er den Löffel auf dem Rande ab, ergriff die Tasse und führte sie zum Munde.

Aber mitten auf dem Wege hielt er mit einem leichten Schauer inne, schüttelte sich noch einmal und setzte das Gefäß wieder hin.

Er schämte sich, schämte sich erbärmlich seiner Schlappigkeit; aber es war doch verflucht schwer, so mit einem Male... wenigstens ein paar Minuten mußte er sich noch gönnen, noch einmal Luft schnappen.

„Jawohl, Luft schnappen! Wie Günther Kraak!“ . . . Als ob ihm das jemand zugelüftet hätte, der hinter ihm stand und sich über seine Feigheit lustig machte. Er sah sich scheu um und trat schnell ein paar Schritte ins Zimmer zurück. Aber es half nichts, die Erinnerung war da. Günther Kraak war eine Jugendbekanntschaft, ein Nachbarnsohn, der von seiner Mutter höllisch knapp im Taschengelde gehalten wurde. Eigentlich mit Recht; denn er war ein richtiger Lumprian, wenn er welches hatte. Aber Günther war anderer Ansicht; und er wußte sich zu helfen. Regelmäßig jede Woche einmal hing er sich auf, wo es gerade paßte: auf dem Boden, im Keller oder im Holzstall, das war ganz egal; wenn nur die Alte in der Nähe war und sein Köcheln und Stöhnen hören mußte. Und regelmäßig kam die Alte dazu; wenn er scheinbar zum letzten Mal nach Luft schnappte, schnitt sie ihn

ab, haute ihn durch und gab ihm einen Thaler für das Versprechen, daß er es nicht wieder thun wollte. Ein halbes Jahr lang hatte das ganze Nest über den verrückten Kerl gelacht und sich darauf gespißt, daß er eines schönen Tages einmal den Anschluß an die Alte versäumen und richtig hängen bleiben würde. Aber den Gefallen that ihnen Günther nicht, dafür war er zu schlau.

Herr Bickendrath wischte sich mit dem Aermel den honigdicken Schweiß von der Stirn. Ihm war kläglich zu Muthe. Er und Günther Kraak in einen Topf geworfen! Ein etelhafter Gedanke! Er war doch ein reifer gesetzter Mann, beinahe schon ein alter Mann, stark in den Fünfzigern und vom Leben mitgenommen wie ein Siebziger. Und er meinte es verdammt ernst mit dem Tode. Seit drei Tagen war er damit beschäftigt gewesen, sich den letzten Trank „anzusetzen“, ohne daß jemand etwas davon merken sollte. Es war kein leichtes Stück Arbeit gewesen! Duzendweise hatte er sich die Schwefelhölzer aus der Küche zusammengemaust, bis er es auf drei Schachteln gebracht hatte, die rothen Köpfe abgeschabt und in schwarzen Kaffee geschüttet, zum Auflösen. Das mußte wirken. Er hatte es hundertmal in der Zeitung gelesen. Mit einer Schachtel war es schon oft mißglückt. Aber mit dreien — das hielt kein Pferd aus! Und nun, wo die Arznei fertig war, nur hatte er nicht die Kurage, sie auszutrinken. Es war zu dumm.

Und wie seine Augen verlegen in der Stube umherliefen, fielen sie auf die halblange Pfeife, die in der Ecke zwischen dem Fenster und dem Büchergestell lehnte. Da ergriff ihn eine tiefe Rührung, ein gewaltiges Mitleid mit sich selbst. Alles, was noch schön und behaglich gewesen war an seinem armen Dasein in diesem letzten schrecklichen Jahr, das schien beim Anblick der Pfeife wieder in ihm wach zu werden, sich lodend vor ihm aufzubauen. Die Stunden, in denen er von dem lieben Qualm umhüllt den ganzen Zimmer vergessen hatte — er konnte nicht widerstehen. Mit zitternden Händen griff er nach dem dünnen Rohr, faßte er nach dem kleinen Stopf mit dem himmelblauen Bergknechtstrauch. Der war noch fast bis zum Rande gestopft. In der Aufregung der vergangenen Tage hatte er nicht einmal ans Rauchen gedacht. Wiedemann holte er sein Feuerzeug aus der Tasche, fuhr mit dem Hölzchen behutsam an der Rückwand seines haufälligen Hofengebäudes entlang, und schon gaultelten zwei drei blaue Ringe durch die Kammer.

Wie eine ungeheure Erleichterung kam es über ihn, wie eine Befreiung. Als ob ein furchtbares Unglück an ihm vorbeigegangen wäre. Es war ja zwar nur hinausgeschoben, die Katastrophe; aber zehn Minuten hatte er ja wohl noch Zeit. Länger hielt der Tabak so wie so nicht aus. Es war am Ende auch würdiger so. Man konnte doch nicht so aus dem Leben gehen, wie ein Stück Vieh, ohne sich gewissermaßen noch einmal klar geworden zu sein, was man that. Er that's doch nicht in der Uebereilung, es war ein wohl überlegter und wohl vorbereiteter Schritt! Und friedlich, ohne Groll sollte es doch geschehen; er wollte ja niemand damit kränken, wahrhaftig nicht, nicht einmal seine Frau. Das lag ihm ganz fern, das wäre kindisch gewesen. Obgleich sie es eigentlich nicht nöthig gehabt hätte, ihm das immer wieder vor den Kopf zu sagen, was er selbst deutlich genug fühlte; daß er nämlich überflüssig war, aber total überflüssig auf der Welt im allgemeinen und in seiner Familie im besonderen. Er war keine Stütze für sie, nun, da das Unglück hereingebrochen war, sondern nur noch eine Last mehr. Er wußte es ja. In den letzten acht Tagen hatte er es sich eingestanden, nach und nach nur, und widerstrebend, wie ein Ertrinkender, der sich an jeden Strohhalme klammert. Aber zuletzt war er doch versunken, in der furchterlichen Welle der Erkenntniß: Sie hat Recht. Deshalb stand er ja hier und hatte den schwarzen Kaffee vor sich. „Dem Hausherrn“ stand mit blauer Schrift auf der Tasse. Das war wie Hohn. Aber, was war dabei zu machen? Es war eben ein Unglück. An der Erziehung lag's. Es lag überhaupt alles an der Erziehung. Wenn man das früher gewußt hätte! Aber da hatte es sein Vater an ihm verfehlt. Er hatte ihn sozusagen überhaupt nichts lernen lassen. Es war ein glücklicher Mensch gewesen, der alte Bickendrath. Oder vielleicht hatte es an der Zeit gelegen, die so ganz anders geworden war. Jedenfalls

war ihm immer alles mögliche Gute zugefallen, ohne daß er sich sonderlich darum bemühte. Er hatte, wenn man's recht überlegte, niemals selbst etwas unternommen; es war alles über ihn gekommen, wie die Gewinne in der Lotterie, und er hatte sich gut dabei gestanden. Von Hause aus war er Schlosser, und anfangs nichts als Schlosser, bis er, eigentlich mehr durch Zufall, mehrfacher Hausbesitzer wurde. Das war geradezu gegen seinen Willen geschehen. Die Budiken waren ihm auf dem Halse hängen geblieben, als die Besitzer krachen gingen. Er hatte sie nur genommen, um nicht mit seinen Hypotheken auszufallen. Aber nach und nach hatte er sich an seine neue Würde gewöhnt und schließlich sogar die ganze Schlosserei an den Nagel gehängt, um sich vollständig dem bequemeren Gewerbe des Hausbesitzthums zu ergeben. Solange er lebte, war die Rechnung auch glatt aufgegangen; nicht gerade glänzend, aber es gab damals auch noch nicht das bitterböse Scherzwort vom Zinsgroßrentier. Ein Hausbesitzer war damals an und für sich eine sehr „respektable“ Persönlichkeit gewesen. Der Sohn war dann so allmählig in den Beruf des Vaters hineingewachsen und hatte sich nach dem Tod des Vaters auf Lebenszeit darin eingerichtet. Und hatte sich ebenfalls wohl in seiner Haut gefühlt, anfangs, heißt das. In seinen Häusern herumsteigen, nach den rauchenden Defen sehen, hier und da ein Stück Tapete eigenhändig ankleben, zankende Miether versöhnen, und mit den Handwerkern, die eine Reparatur ausführen sollten, bis aufs Blut feilschen, das hatte er mit ziemlichem Anstand und sehr viel Würde fertig gebracht und war sich als ein recht nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft vorgekommen. Bis die schlechten Zeiten heranrückten. An allen Ecken und Enden wurde gebaut, die Häuser schossen wie Pilze aus der Erde, und die Miethen fielen wie die reifen Pflaumen. Außerdem hatte man sich doch auch eine andere Lebenshaltung angewöhnt. Man muß mit den Zeiten mitgehen; ein moderner Hausbesitzer, das ist ein ganz anderes Ding, als so einer vor dreißig Jahren. Du lieber Himmel, darüber läßt sich viel und klug reden, aber es ist nun einmal so. Und da war es denn gekommen, wie es kommen mußte. Ein Haus nach dem anderen war flöten gegangen, er hatte sie nicht halten können. Und nun stand auch sein letztes, in dem er selbst wohnte, seit dem Quartalswechsel unter der Subhasta. Wenn alles zu Ende war, blieb ihm nichts übrig. Das konnte noch ein paar Wochen dauern. Und was dann? Er hatte sich überall umgesehen und umgehört, so unter der Hand, seit er den Ausgang vor Augen hatte, ob nicht irgendwo ein kleiner Posten für ihn wäre, ganz gleich, wo und wie. Nur daß er ein paar Mark zum Unterhalt der Familie hätte beisteuern können. Aber überall verlangte man Dinge, von denen er keinen Dunst hatte. Entweder sollte er die doppelte Buchführung verstehen oder orthographisch richtig schreiben, oder irgend was anderes, das er nicht gelernt hatte und nun auch nicht mehr lernen würde. Er hätte es vorher wirklich nicht geglaubt, wie gottsjämmerlich wenig er zu gebrauchen war. Er war eben bloß zum Hausbesitzer erzogen. Und was soll ein Hausbesitzer ohne Haus mit seinen Kenntnissen anfangen. Höchstens hätte er irgendwo bei einem früheren Kollegen den Wirt spielen können. Aber erstens ging das doch grimmig gegen die Ehre; man kann sich nicht so tief ducken, wenn es einem auch noch so dreckig geht. Und dann — das brachte im besten Fall die halbe Miethen. Mehr kann einer heutzutage gar nicht bieten. Und essen will schließlich ein Wirt auch, und ab und zu einen kleinen trinken und eine Pfeife rauchen — was ist das Leben überhaupt ohne Rauchen?

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Fahr' hin, man wird dir keine Thräne nachweinen! Verdrückliche Vorkommenheit stand an deiner Wiege und graue Verdrossenheit blieb dir treu bis zum Ausgange.
Verflungen ist das Schwebertreiben; ermüdet blickt man auf den neuen Tag, das neue Jahr, das letzte des einst so vielgerühmten neunzehnten Jahrhunderts. Der Rechnungsabschluss ist gezogen; für die Allermeisten von uns heißt er: Nichts von Nichts; und nur eine geringe Minderheit von Unternehmern wie Haus- und Landagrariern wird mit dem Minister darüber nachdenken, ob der modernste wirtschaftliche Aufschwung bereits den Höhepunkt erreicht habe oder nicht.

Wenn man die Hausbesitzer Berlins und seiner Vororte und wenn man die Fleischvertheurer vom Lande fragte, sie würden antworten: Gebuld, Ihr tragt es noch! Noch sind wir im Aufschwung und noch könnt Ihr leicht in Leppigkeit leben. Man spricht so gern vom Reid der besitzlosen Klassen. Vom Reid der Besitzenden, der den anderen ein fettes Wurstende mißgönnt oder Noxidio schreit, wenn einmal ein armer Teufel arbeits-unwillig einen halben Tag blau macht und die Dede seines Daseins überläßt, spricht man niemals.

Als das abgeschiedene Jahr anhub, da hatte die Bürgererschaft vom Besitz arge Verdrücklichkeiten. Sie pendelte zwischen Ja und Nein. Jugenderinnerungen wurden wach, an selbige Flegeljahre wurde sie gemahnt und man sollte doch ehrbar und gemessen thun. Das Gewissen schlug lebhafter, aber eine greifhafte Einsicht sagte: Verübtige Dich. Es ist vom Uebel, an unruhige Begierden, an Freiheitssehnsucht und Schwärmerie zu denken. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, da strahlte und leuchtete es. Die bürgerlichen Pulse flogen, wenn der Name „19. Jahrhundert“ ausgesprochen wurde. Es war wie ein Rausch. Und am Ende? Wir haben alle das bange Ausweichen städtischer Behörden, die Retirade des Bürgerthums erlebt. Jetzt wieder streiten sie zu Frankfurt a. M., der ehemals „freien“ Reichsstadt, um ein Denkmal herum. Ein Denkmal der Freiheit und Einheit sollte es werden; aber von Freiheit will man nicht gern reden hören. So bleibt's denn beim Einheitsdenkmal. Die Demokraten Frankfurts großen. Wenn sie es aber im Grunde bedenken: was sollte die steinerne Ironie, die heutzutage an Freiheit erinnern wollte.

Es sind jetzt rund dreißig Jahre her; da gab es unter den Deutschen gleichfalls ein süß-säuerliches Schwanken. Das absolute Preußen hatte nach ihrer Meinung den Sieg davon getragen und sie standen bei einander, schüttelten mit den Köpfen und philosophirten bedachtlos, wie denn das so gekommen sei. Da schrieb David Friedrich Strauß an den Aesthetiker Vischer, mit dem er seit 1848 innig befreundet war: „Ich entnehme aus 1866 eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte so weit zusammengefaßt, seine Befürworter so weit unter einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Particularismus zu führen, (wie er 1866 geführt wurde), hätten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der preussische Absolutismus mit seiner konzentrirten Kraft zuvorgekommen.“ Im übrigen lebt in dem Briefwechsel trotz der Bekümmerniß und Einschränkungen doch noch die Hoffnung, das Sehnen eines freien Bürgerthums im einigen Vaterland erfüllt zu sehen. Heute ist Strauß, der Mann, der einst die religiösen Geister erregte, längst tot und der grobe Schwaben-Vischer auch. Könnte er noch poltern, wie er einst gepoltert hat, er würde vor tauben Ohren poltern. Alle Kraft und Kernsprache wäre vergebens. Aus einer Bürgererschaft, die in nervöse Zudungen verfällt, wenn an ihre Jugendzeit gepocht wird, sind keine zündenden Funken zu schlagen. Kernfeste Leute freuen sich bei der Rückerinnerung an die Jugend mitsammt ihrer Trunkenheit ohne Wein, und mitsammt ihren Geselen, die der Humor verflärt.

Wie es mit nervösen Angstlichkeiten begonnen, so schloß das Jahr in Staat und Stadt. Druck und im höchsten Sinn wirtschaftliche Ohnmacht sind nicht zu trennen; in dem Sinn, daß Wirthschaft für die Allgemeinheit befruchtet. Die Sieger im Wettkampf um den Profit sind ja heute auch schon vom nervösen Wanken besfallen: wie lange noch? Und im großen Zug! Wo ist zum Beispiel die Schnellkraft Berlins hin, sobald es sich um hohe Gemeinschaftsinteressen handelt? Stolz, herbes Vertrauen auf die eigene Verwaltung, was ist aus ihnen geworden? Wir haben es in dem ängstlichen Gebahren bei der Unglücksfrage der Elektrizitätswerke erlebt, und an verfeinerten Kulturmitteln ist es nicht besser. Die künstlerischen Entschlüsse der Stadt pflegen auszugehen, wie die Geschichte der Denkmäler an der Potsdamer Brücke uns gelehrt hat. Man möchte schwungvoll sich geben, und am Ende plumpst man ins Wasser.

Überall indessen ist man des Unbehagens voll; und wenn unsere Familienblätter, an ihrer Spitze die „Fliegenden“, den harmlos stillen Friedenssagen und Neujahrsgruß in die Häuser tragen, so bedeuten ihre wohlgemeinten Zeichnungen eine beträchtliche Ironie. In Paris darf das Wort „die Affäre“ (Picquart - Dreyfus) nicht ausgesprochen werden, will man keine rauhe, gesellschaftliche Störung verursachen. In Wien bekommen manche Kreise Wuthanfalle, hören sie das Wörtchen Deutsch fallen, in Italien ist zum Jahreschluß ein soziales Anlagewerk „Das barbarische Italien“ von Nicosco erschienen, das erschreckendes, grauenhaftes statistisches Material zur Geschichte menschlichen Glends und menschlicher Verwahrlosung beibringt. Sie haben Wild-Afrika daheim, sie brauchen keine „Kultur“ nach Afrika zu tragen. Im Russenreich aber, woher uns die beglückende Friedensbotschaft kam, passirten jüngst Szenen, die in ihrer Weise ein ganz ausgewachsenes kulturgeschichtliches Dokument darstellen.

In Warschau ist dem Dichter des „Pan Tadeus“, Adam Mickiewicz, ein Denkmal gesetzt worden. Vor hundert Jahren wurde dieser größte Lyriker polnischer Zunge geboren. Am Ausgang seines Lebens verfiel er, der einst ein so kräftiger Gasser war, mystizistischen Wahnvorstellungen.

Man könnte ja sagen: Es ist immerhin etwas, daß es gestattet wurde, dem Sanger Mickiewicz überhaupt auf polnisch-russischer Erde ein Denkmal zu setzen. Denkt man an Denkmalsgeschichten vor

1848 und an den Namen Heinrich Heine, man möchte über die Freiheit wie in Rußland stammen. Was ist Heine's zühnster Spott wider einzelne Potentaten gegen das ingrinnige, haßgepeitschte Jarenlied „Muß ich nach Sibirien wandern“ aus der „Todtenfeier“ von Mickiewicz? Indessen, der Dichter ist schon lange tot, Polen ist „pagifiziert“, wie man zu sagen pflegt, „beruhigt“: Warum sollte man den Polen verbieten, dem Sänger, der der lebhafteste Schilderer polnischer Volksseele wurde, der für den polnischen Schmerz die ergreifendsten Töne fand, ein Denkmal zu errichten.

Aber die Denkmalfeier selber! Das Wolffsche Bureau meldete zu Weibnachten im lakonischen Telegramm: Die Feier ist ungetrübt und ruhig verlaufen.

Ach ja, das ist wohl zu glauben. Sie ist sogar unheimlich ruhig verlaufen. Ganz Warschau war auf den Beinen, aber ganz Warschau war stumm. Soldatenketten sperrten große Straßenzüge ab, wehe, wäre es zur leisesten Unruhe gekommen. Kein Kranz durfte an Denkmal niedergelegt werden, — die Kränze wurden ans Krakauer Polen-Museum befördert — und die Weisrede mußte in lateinischer Rede gehalten werden, damit sie das Volk nicht aufrege. Ein hinterbliebener Sohn von Mickiewicz lebt in Paris. Er kam an dem Gedenktag für seinen Vater nicht nach Warschau, weil er nicht durfte. Die Familie Mickiewicz hat noch keine Berechtigung zum Aufenthalt in Rußland. Der gewaltige Jarenann trifft eben Kinder und Kindeskinde.

Andächtig entblöhten die Polen von Warschau ihr Haupt, als die Denkmalshülle fiel. Andächtig schritten die sozialistischen Deputationen vor dem Bildwerk vorüber: aber kein Ton wurde laut. Ueber Warschau lagerte das Schweigen.

Es ist gut, wenn man von Zeit zu Zeit erinnert wird, woher ein Kultur-Gut gekommen. Man braucht nichts weniger, als ein Polenschwärmer zu sein und kann doch begreifen, daß in der Weise, wie das Polenthum einmütig, ohne Klassenscheidungen seinen Sängern ehrete, etwas Tiefes zum Ausdruck kam. Müßten darum die Polen behandelt werden, als lebten sie in Stürmen und in Feindesland? Sind sie nicht russische Reichsbrüder? Oder gilt für sie der kriegerische Ausnahmezustand?

Das kam aus dem Jaren, dem Friedensreiche; und Schön-Verthgen, die Suttner in Wien mit dem Friedenspalmbaum, neigte ihr gedankenschweres Haupt und flötete jüngsthin hysterisch verzückt: des Jaren Friedensmanifest ist die größte That des 19. Jahrhunderts. Was doch noch für Schulleinmenschen an der Jahrhundertwende leben. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

—o— Neujahrsbesuch. Frau Harter war auf dem Wege zum Schlächter. Die Straße war an diesem Neujahrsorgen ebenso belebt, wie an anderen Feier- und Sonntagen. Ja, die Gesichter der vorübergehenden Menschen hatten sogar etwas ganz außerordentlich Feierliches, gerade, wie wenn sie in der letzten Nacht große, bedeutungsvolle Gelübnisse geleistet hätten, deren Wichtigkeit sie niederdrückte. Eben wollte Frau Harter den Schlächterladen betreten, da rief sie jemand: „Anna! Anna!“

Sie war es nicht gewohnt, angesprochen zu werden, denn sie besorgte ihre Wege mit außerordentlicher Eile und pflegte nicht den allen Nachbarn so angenehmen Klatsch unter dem Hausthor oder im Schlächter- und Krantladen. Sie drehte sich darum nur zögernd um. Aber sie war wirklich gemeint worden. Frau Assistentin Madow stand mit lächelndem Gesicht hinter ihr: „Guten Tag, liebe Anna! Wie geht es Ihnen? Ich wollte nur meine innigsten Glückwünsche zum neuen Jahre überbringen.“ Sie sagte Frau Harter's linke Hand, da die Rechte den Korb und den Milchtopf trug. „Möge es Ihnen recht, recht gut gehen, mögen Sie noch lange leben, ja mögen alle Ihre Wünsche und Hoffnungen noch übertroffen werden!“

Frau Harter war sprachlos. War das Spott oder echt geföhlt? Sie that schließlich das, was man meist in solchen Lagen zu thun pflegt, sie lächelte gezwungen und wünschte der Gratulantin dasselbe, was die ihr gewünscht hatte. Doch da wurde sie schon wieder von dem freundlichen Redestrom der Assistentin unterbrochen: „Ach, liebe Anna! Wie ich sehe, wollen Sie gerade einholen. Bitte lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten. Nein, nein! Ich kann warten. Bitte, gehen Sie nur!“

Und ehe sich Frau Harter noch recht bestimmen konnte, war sie von der Assistentin in den Laden geschoben. Da stand sie, befaß sich auf das, was sie kaufen wollte und sah dann in Gedanken zu, wie der Schlächter die Knochen durchschlug. Was war mit der Assistentin geschehen? War sie plötzlich ein bißchen wirr im Kopfe geworden? Oder hatten die Erlebnisse der Neujahrsnacht so mächtig ihr Gemüth verändert? Bei manchem bringt ja das, was die Nahrung der Weibnachtsstube nicht erreicht, der Punsch der Sylvesterfeier zu stande. Jedenfalls war die Assistentin zur Weibnacht noch nicht so lebenswürdig gestimmt gewesen wie jetzt. Wenn Zusammen treffen in der Wohnung des Onkels der Assistentin und des Herrn Harter hatte sie noch deutlich ihre Abneigung gegen die Familie Harter durch Entrüstung über die Dummheit der Gesichte der Familie Harter bezeugt und erklärt, daß ein Mann und Familienvater stets das Geld schaffen könne, um seinen Angehörigen eine frohe Weibnacht zu machen. Ihr Mann

habe ihr einen Theaterumhang geschenkt, die älteste Tochter habe ein Rad bekommen, und von den Kleinigkeiten wolle sie gar nicht sprechen. Nein, alles könne sie ausstecken, nur das Prahlen mit den Gedanken nicht. Das sei doch zu unfein. Ein vornehmer Mensch verliere darüber kein Wort. Aber sie könne nur die Knauerei nicht leiden; die sei ihr in tiefster Seele verhaßt.

Und um ihre Verachtung gegen die Knauerei deutlich zu zeigen, lud sie alle Anwesenden zum Sylvesterpunsch ein, nur die Familie Harter nicht.

Und nun brachte sie ihre Neujahrswünsche persönlich an! Frau Harter hätte in der Verwirrung darüber beinahe das Geld liegen lassen, das sie herausbelam.

„Ach, das ging ja schnell!“ meinte die Assistentin ganz vergnügt, trotzdem es heute dreimal länger als sonst gedauert hatte, da der Laden vollgestopft mit Käufen war.

Nach diesen vielen Ueberraschungen war denn Frau Harter auch garnicht verwundert, als die Assistentin sie auf der Treppe bat, ihr den Sylvesterkuch zu geben. Sie habe eine gar zu große Sehnsucht nach selbstloser Freundschaft. Und Frau Harter sei die aufrichtigste und beste, die sie kenne. Auch war Frau Harter nicht überascht, daß die Assistentin die selbstlose Freundschaft gleich auf die Probe stellte und sie um ein Darlehen von fünfzig Mark zur Miethe bat, als sie in der Küche das Fleisch abwusch und in den Kochtopf that. Ja, Frau Harter schämte sich sogar nicht, diesen Freundschaftsdienst nicht leisten zu wollen. Sie behauptete, bei dem Berlenaufziehen, das sie und ihr Mann, der sogar heute, am Neujahrstage, arbeiten müsse, betriebe, könne man nichts zurückerlegen; das sei eben nur Saisonarbeit. Ja, Frau Harter hatte noch die Dreistigkeit, als sich die Assistentin mit einem unnahbaren, wegwerfenden: „Adieu, Frau Harter! Leben Sie wohl!“ entfernte, das „Du“ beizubehalten und zu antworten: „Kommt gut nach Hause und grüß Deinen Mann!“

Und dazu hatte sie doch gar keine Berechtigung, denn sie hatte sich doch dessen durchaus unwürdig gezeigt! — so meinte die Assistentin. —

Literarisches.

—II— Ernst Reinhold Jahn: Zwerchfelltupfer, Lustige Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. — Kleine Geschichten von sehr spießbürgerlicher Lustigkeit sind da unter einem gerade nicht sehr geschmackvollen Titel bereinigt. Sie und da kann man wirklich lachen, wenn der Verfasser ein drolliges Erlebnis drollig zu geben weiß. Das ist nämlich das Beste daran, daß man die meisten Geschichten als Selbsterlebnisse des Verfassers empfindet. Daß zum Schluß noch drei sogenannte „Lustspiele“ geboten werden, ist gar nicht schön. Muß denn heutigen Tags jedes Buch traurig enden? —

Archäologisches.

— In dem Gräberfelde des ehemaligen römischen Kohortenslagers Gelduba, das in dem heutigen Dorfe Gellep am Niederrhein lag, wurde vor einiger Zeit ein kunst- und kulturgeschichtlich interessanter Fund gemacht. Es ist dies ein gnostisches Goldamulet, das etwa aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. stammt, und das erste dieser Art sein dürfte, welches — ähnliche Funde sind des löstbaren Metalls wegen überhaupt sehr selten — im Rheingebiete bisher gefunden worden ist. Das Amulet besteht, wie die „Voss. Zig.“ einem eingehenden Bericht der „Bonner Jahrbücher“ entnimmt, aus einer Goldhülle mit drei Oesen, die ein gerolltes Goldplättchen in sich barg, das aufgerollt und geglättet sich als mit griechischen Buchstaben beschriften erwies. Zusammen mit der Hülle wurde ein kleines Anhängsel aus Gold gefunden, das gleichfalls wie diese als Galschmud gebietet und dem Todten mit ins Grab gegeben worden war. Besonderes Interesse verdient der Inhalt des Plättchens. Dieser wurde als eine Inschrift erkannt, die in griechischer Schrift nur Namen enthält, und zwar Gottesnamen, während kein Verbium und kein Satz den Zweck des Amulets verrät. An erster Stelle sind die Planetengeister Babiloniens genannt, in dem gnostischen Gewande der Vokalreihe; von den Juden kommt sodann Jahwe vor, und der Rest der Namen weist auf die Gottheiten Egyptens hin, des klassischen Landes der Magie und des synkretistischen Religionsystems, das sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte. Die Verwendung der griechischen Schrift macht es wahrscheinlich, daß das Amulet aus Egypten stammt. An den Niederrhein mag es durch einen römischen Soldaten oder einen fahrenden Händler, die überall die Pioniere der alten Kultur gewesen sind, gekommen und dort von der Trägerin — als Besitzer des Amulets ist eine Frau eher als ein Mann anzunehmen — erworben worden sein, und nachdem sie es im Leben zum Schutze gegen jede Gefahr getragen hatte, ward es ihr auch im Grabe beiliegen. Der geschilderte Fund muß deswegen als besonders wichtig angesehen werden, weil er ein weiteres gewichtiges Zeugniß dafür ist, daß die Bewegung, die man unter dem Namen „Gnosis“ begreift, und die gerade im dritten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hat, auch an den Rhein gedungen ist, was man bisher einzig und allein aus einem früheren Funde, dem Silbertafelchen von Badentweiler, wußte. —

Physiologisches.

— Ueber die A T A I o i d e n G e n u s m i t t e I sprach Dr. A. Blind in der letzten Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Köln. Einem Bericht der „Köln. Ztg.“ entnehmen wir darüber folgendes:

Als Alaloide bezeichnet man gewisse Pflanzenbasen von meist sehr giftiger und heilkräftiger Wirkung, die für die Medizin von großer Bedeutung sind, Gemisch jedoch verschiedenen Klassen von Verbindungen angehören. Die für das gewöhnliche Leben wichtigsten: Kaffein (= Thein) und Theobromin zeigen eine nahe Verwandtschaft zur Harnsäure. Das meiste Kaffein enthält der Thee, nämlich durchschnittlich 2,02 pCt.; Kaffee hat nur 1,21 pCt. und Kakao 1,56 pCt. Theobromin. Man nimmt an, daß diese Stoffe ebenso wie der Zucker (wahrscheinlich Traubenzucker) und das vorhandene Kali an eine Gerbsäure gebunden sind. Wichtig ist noch die große Menge Fett (49,32 pCt.), die der Kakao enthält. Es ist dies eines der am leichtesten verdaulichen Fette, da der Magen nur 5 pCt. davon nicht aufnimmt. Beim Brennen des Kaffees spalten sich die gerbsäuren Salze, und ihre Bestandtheile sprengen, da sie mehr Raum einnehmen, die Zellwände. Das Fett tritt aus und überzieht zum Theil die Bohnen; das Zellwasser verdunstet, und der Zucker verwandelt sich in Caramel. Ueber die Vorgänge bei der Bereitung der Theeblätter sind wir noch wenig unterrichtet; nur scheint sicher, daß der Thein Gehalt ziemlich unverändert bleibt. Ebenso zeigen sich kaum quantitative Veränderungen beim Rösten der Kakaobohnen, nur wird behauptet, daß die Verdaulichkeit abnehme. Die Behandlung des Kakaos mit Pottasche und Magnesia, um ihn leichter löslich zu machen, wird von vielen Chemikern verworfen, denn das Pulver wird nicht leichter löslich, sondern hält sich nur besser schmelzend in der Flüssigkeit; außerdem soll ein Theil der Gerbsäure verseifen und eine nachtheilige Wirkung auf die Verdauung ausüben. In einem Auszuge von 15 Gramm Kaffee genießen wir 3,82 Gramm Extrakt, darunter 1/4 Gramm Kaffein und 1/3 Gramm Kali, während ein Auszug von 5 Gramm Thee 1 2/3 Gramm Extrakt, darunter 0,07 Gramm Kaffein liefert. Aus dem geringeren Mengenverhältnisse ist wohl die schwächere Wirkung des Thees zu erklären. Bei beiden Getränken wirken nämlich das warme Wasser und das Kalium belebend auf die Herzthätigkeit, das Kaffein erregend auf die Nervenzentren, und hieraus erklärt sich das angenehme Gefühl, das man beim Genuß dieser Getränke besonders nach starken Mahlzeiten empfindet. Eine wohlthätige Einwirkung auf die Verdauung haben sie nämlich nicht, da die Gerbsäure das Pepsin des Magensaftes niederschlägt und mit gewissen Eiweißstoffen unlösliche Verbindungen eingeht. Von einem Nährwerthe des Kaffees oder eines seiner Surrogate sprechen zu wollen, ist durchaus unstatthaft. Dagegen ist Kakao als ein anregendes Nahrungsmittel zu betrachten. Die flüchtigen Stoffe, wie Kaffein und Theophyllin, die den angenehmen Geruch erzeugen, haben, wie die neuesten, mit großer Vorsicht angestellten Versuche von Lehmann und Wilhelm zeigen, durchaus keine Einwirkung auf den menschlichen Körper. Ebenso fehlt bei allen Surrogaten, mag ihnen auch Kolanuß- oder Salkafäsee (Fruchtfleisch des Kaffees) zugesetzt sein, die angenehme, nerven-erregende Wirkung. Für den Kaffee ist die Zahl der Surrogate ungemein groß; das wichtigste bleibt noch immer Chicorie. 1/4 des deutlichen Kaffeeverbrauchs ist Chicorie. Thee unterliegt gelegentlich Verfälschungen durch Zusatz anderer Blätter. So wird der Steinsame (Lithospermum officinale) in Böhmen unter dem Namen Thea chinensis angebaut, und seine Blätter kommen als böhmischer Thee in den Handel. Kakao enthält vielfach medizinische Zusätze, weil diese so dem Körper leicht einverleibt werden. Dierhin gehören Nährsalz = Kakao, Malto = Leguminose = Kakao, Eichel-Kakao, Saccharin-Kakao, Kola-Chokolade und ähnliche. Die Verfälschungen bestehen hauptsächlich in Zusatz von Mehl, Zusatz von Kakaoschalen, Erziehen der Kakaobutter durch schwerer verdauliche Fette, wie Rindstalg oder Kocosnuphöl. Der Werth sowohl des Kaffees und Thees als auch des Kakaos wird nicht durch den Gehalt an Kaffein oder Theobromin bestimmt, da die beiden Sorten oft sehr wenig, schlechte dagegen viel davon enthalten. Auch kann uns die chemische und mikroskopische Analyse bezüglich der anderen Stoffe wohl über die Reinheit, nicht aber über die Güte der drei Genußmittel unterrichten. Der Werth des Kaffees, Thees und Kakaos läßt sich auch heute noch nur von erfahrenen Sach-kundenten, und zwar hauptsächlich durch den Geschmack bestimmen. —

Aus dem Thierleben.

— Unter dem Titel „Gesellschaftsinstinke bei den Vögeln“ schreibt ein Mitarbeiter dem „Prometheus“: „Im Süden der Stadt Dortmund und befindet sich neben der Stadt'schen Brauerei ein zu dieser gehöriges, mehrere Morgen großes Wäldchen mit etwa 20jährigem Bestand, das, obwohl an einer Seite von einer Häuser-reihe begrenzt, seit sechs Jahren allherbstlich den Staaren als Sammelplatz vor ihrer Abreise dient. Die Brauereigebäude sind von einem Kranze alter, hoher Schwarzpappel umrahmt. Schon Ende August treffen einzelne kleine Schwärme Staare zum Ueberrachten ein, Anzahl und Stärke derselben nehmen gegen den Herbst hin zu, so daß schließlich Hunderttausende dieser Vögel des Nachts die Anlage bevölkern. Während die Thiere anfangs erst nach 6 Uhr abends eintreffen und direkt ihren Schlafplatz aufsuchen, erscheinen sie in den letzten Wochen vor der Abreise, meist zu größeren Schwärmen vereinigt, schon halb 4 Uhr und halten bei günstigem Wetter bis zum Eintritt der Dunkelheit große Flugübungen über der Anlage und deren nächster Umgebung ab. Im vorigen Herbst machte ich, durch großes Geschrei eines dieser Schwärme aufmerksam geworden, die Beobachtung, daß die

Thiere zu einem dichten, dunklen Ball zusammengedrängt weiterflogen, während sie sonst stets im Fluge Abstand halten. In der Nähe befindliche Schwärme schlossen sich gleichfalls unter lautem Lärm an, der große Ball theilte sich in zwei kleinere und diese zogen, immer noch lärmend, der eine nach Osten, der andere nach Süd-westen ab. Was war geschehen? — Ein Raubvogelpaar, anscheinend Sperber, hatte von einer der erwähnten Pappeln aus einen Angriff auf die Staare verjagt, wurde aber von diesen umzingelt und nun unter großer Begleitung aus dem Manöverfelde gebracht. Die Staare lehrten zurück und setzten ihre Flugübung fort, während die Raubvögel eiligst aus dem Gesichtskreise verschwanden. Das gleiche Schauspiel beobachtete ich einige Tage später, als sich ein einzelner Sperber an einem Schwarm heranwagte. —

Humoristisches.

— Vielversprechend. A.: „Nun, Ihr Sohn scheint ja ein vielversprechender junger Mann zu sein?“

B.: „Na und ob! Er versprach einem Mädchen die Heirath und jetzt will er nicht mehr, und ich kann 40 000 M. bezahlen, damit die Geschichte wieder ins Reine kommt.“ —

— Ein Naturfreund. 1. Reisender: „Eine wunderbare Landschaft!“

2. Reisender: „Gewiß, schade nur, daß die Berge die Aussicht versperren!“ — (Jugend“.)

— Einsichtsvoll. Der Kreuzbauernmüch bekommt vom Birchsfranzl ein paar tüchtige Ohrfeigen. Ohne den geringsten Versuch zu machen, sich zur Wehr zu setzen, tröht er ganz zufrieden von dannen. — Die Bauernburschen, welche den Vorgang beobachtet, sind ganz verwundert, daß der Müch, der doch dem Franzl an Stärke überlegen, sich dies gefallen läßt. — „Sag' amal, Müch!, fragt ihn einer, warum schlägst D' dem net zua?“ — „Ja mei“, meint der Müch, „i' doch nur Zwei san, kommet die G'schicht z' oft rum!“ —

Notizen.

— Deutscher Buch- und Steindruck. Graphische Monatschrift. Herausgegeben von Ernst Morgenstern, Berlin. Preis des Jahrgangs 6 M. — Von dieser Publikation liegt uns ein Doppelheft, das 2. und 3. des V. Jahrgangs vor. Es ist außerordentlich reichhaltig und sorgfältig gearbeitet und wird besonders dem Fachmann gute Anregungen geben. Aus dem Inhalt erwähnen wir eine Reihe von Farbendruckern von modernen Plakaten, sowie Aufsätze über die verschiedensten technischen Fragen, die sich vor allem mit dem Buntdruck befassen. —

— Ein Zyklus von sechs Vortragsabenden soll im neuen Jahr im Kunstsalon von Keller u. Reiner stattfinden. Sie sollen der modernen deutschen Lyrik und der jungen „Schönheitskunst“ gewidmet sein. Eine „Conférence“ des Schriftstellers Arthur Möller-Brud wird den Abend jedesmal einleiten; Richard Dehmel hat die Rezitation charakteristischer Proben übernommen. Man will sehr exklusiv sein: nur hundert Eintrittskarten werden ausgegeben und jede soll dreißig Mark kosten. — Warum diese Verschränkung? Es handelt sich um einen Versuch; da braucht man nicht so ängstlich zu sein. Ein Fehlschlag beweist rein gar nichts. Jedes Sichabschließen in Kunstfachen aber führt zur Spielerei. —

— Wilhelm Hegeler hat im Verein mit Hans Olden seinen Roman „Kelly's Millionen“ in ein Lustspiel umgegossen. Das Stück erlebt am Reunjahrstage am Hamburger Thalia-Theater seine Erstaufführung. —

— Die Wiener Wochenschrift „Die Wage“ bringt in ihrer neuesten Nummer vier bisher un veröffentlichte Briefe Ludwig II. von Bayern an Richard Wagner. Das eine Schreiben lautet:

„Mein Zmiggeliebster!

Eben erfuhr ich durch Pfistermeister, daß Sie wieder völlig hergestellt sind. O, mit welchem Freudenjubel begrüßte ich diese Kunde. Wie brenne ich vor Sehnsucht nach ruhigen, weißbevollten Stunden, die es mir vergönnen werden, das langentbehrte Antlitz des Theuersten der Erde wiederzusehen. Also Senper entwirft den Plan zu unserm Heiligthum. Die Darsteller für das Drama werden herangebildet, Brunnhilde wird bald errettet werden durch den furchtlosen Helden. O, Alles, Alles, ist im Gange. Was ich geträumt, gehofft und ersehnt, wird nun bald in das Leben treten, der Himmel steigt für uns auf die Erde herab. O Heiliger, ich bete Dich an!

Also Kristan, hoffentlich im Mai!

O sel'ger Tag, wenn der ersehnte Bau vor uns sich erheben wird, sel'ge Stunden, wenn dort Ihre Werke vollkommen zur That werden. „Wir werden siegen,“ riefen Sie mir zu, in Ihrem letzten theueren Schreiben. „Ja, wir werden!“ rufe ich froh-lodend zurück. Nicht umsonst werden wir gelebt haben. Ihnen Dank, Heil!

Ihr bis in den Tod getreuer
5. Jänner 1865.“

Ludwig.